

**Der Krieg in Jugoslawien hat die Umweltsituation verschärft**

## **“Du machst einen Vertrag mit dem Teufel und spielst weiter”/”Sicher macht dieses Wasser krank”**

**1999 hat die Nato in Jugoslawien praktisch alle Industrieanlagen bombardiert. Das hat die Umweltsituation, die ohnehin schon bedenklich war, verschlechtert. An manchen Orten in Serbien droht heute eine Trinkwasserverschmutzung. Viele Spitäler zählen mehr Krebsfälle.**

**MICHAEL WALTHER, BELGRAD**

Acht Brunnen sind es, aus denen die Stadt Novi Sad ihr Trinkwasser bezieht. Die Wasserreservoirs sind mit Türmchen und Ziegeldach verschönert, alle paar hundert Meter eines. Zum Donauufer ist es von jedem nur ein paar Schritte.

Doch die Trinkwasserversorgung ist umzingelt von der Schwerindustrie. Nur wenig donauaufwarts liegt die zweitgrösste Oltraffinerie Jugoslawiens. Und flussabwärts ist der nächste Nachbar eine Fernheizung. 1999 hat die Nato die Oltraffinerie bombardiert. 80 000 Tonnen Öl verbrannten oder gelangten ins Grundwasser.

Borislav Bozinovic, bei den Wasserwerken als Informatiker tätig, steht auf dem Dach des Trinkwasserbrunnens Nummer 3 der Stadt Novi Sad und blickt hinüber zur Donau. Das Ufer sei nach den Bombardements mit Öl verschmutzt gewesen. Der Sand sei weggeschaufelt worden. Wohin weiss er nicht. Nach den Bombardements lag über der Stadt tagelang schwarzer Rauch. “Wir haben Glück gehabt”, sagt Bozinovic. “Es regnete nicht. Alles wurde nach Norden verfrachtet.”

Doch auch mehr als zwei Jahre nach dem Luftkrieg ist die Gefahr nicht gebannt. Denn inzwischen bewegt sich das Öl, das in den Boden gelangte, langsam gegen das Grundwasser zu – und bedroht damit das Trinkwasser der Stadt Novi Sad.

Das haben die Schweizer Hydrologen Werner Hirsbrunner und Jean-François Mages herausgefunden. Sie arbeiten im Auftrag der Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit an mehreren Orten in Jugoslawien, die auch bombardiert wurden, und überwachen den Fortgang der Trinkwasserverschmutzung – um allenfalls Massnahmen ergreifen zu können, ehe es zu spät ist. Eine der Massnahmen in Novi Sad besteht darin, dass zwischen der Raffinerie und dem Grundwasserteppich eine “hydraulische Barriere” errichtet werden soll.

Wie das funktioniert, erklärt Slavko Kulacin in seinem Büro. Er ist der Chef der Wasserwerke und trägt die Verantwortung dafür, dass die 180 000 Einwohner der Stadt 70 Kilometer nordwestlich von Belgrad einwandfreies Trinkwasser bekommen. An zwölf Stellen sollen Brunnen gebaut werden. Darin werden Pumpen installiert, die das herankommende Olwasser aus dem Boden absaugen sollen. Im Februar soll die Anlage fertig sein. Heute könne er ruhig schlafen, sagt Kulacin.

Doch ein Augenschein auf der Baustelle zeigt, dass der Bau noch bei weitem nicht fertig ist. Ein halbes Dutzend Bauarbeiter stehen verummmt neben einem Feuer. Der

Boden ist aufgerissen, aber gefroren. Bedenken hat auch Nikola Aleksic. Er leitet im Stadtzentrum das Umweltbüro "Ekoloski Pokret", eine der wenigen Organisationen, die sich in Jugoslawien für Umweltbelange stark machen. Weil er auch noch Präsident der Grünen der Vojvodina ist, ist er so etwas wie der Mister Ökologie von Serbien.

"Sechzig Prozent der Trinkwasservorräte von Novi Sad befinden sich unter der Raffinerie, und diese wurde zwölf Mal bombardiert, obwohl ein Mal genügt hätte, um die Produktion stillzulegen. Das sagt doch alles», meint er. Auch dass das abgesaugte Ölwasser einfach unterhalb des letzten Trinkwasserbrunnens in die Donau übergeführt werden soll, findet er stossend. Erst recht beunruhigt es ihn, dass aus der Raffinerie, die inzwischen reduziert wieder arbeitet, immer wieder neues Öl in den Boden eindringt. Schon vor dem Krieg war das Abwassersystem unvollständig. Die Bomben haben die ökologische Situation nur noch massiv verschärft.

### **"Sicher macht dieses Wasser krank"**

Obwohl die Situation in Novi Sad für Schweizer Verhältnisse haarsträubend ist – die Stadt ist nicht am schlimmsten dran. In Pancevo, einem 80000-Seelen-Ort zwanzig Kilometer donauabwärts von Belgrad, waren es eine Düngerfabrik, eine Raffinerie und die grösste Chemiefabrik Jugoslawiens, die "Petrohemia", die bombardiert wurden.

Die Bilanz hier: Acht Tonnen Quecksilber liefen aus. 200 Kilogramm gelangten in einen Abwasserkanal, der direkt in die Donau mündet. 460 Tonnen VCM oder Vinylchloridmonomer brannten – ein Stoff, der Leberkrebs verursacht. Und 2100 Tonnen Ethylendichlorid (EDC) flossen aus. In den Böden vernichtet dieser Stoff alles Leben. Beim Menschen beeinträchtigt er das Nervensystem. Alle diese Materialien lagerten in Tanks, die direkt von Bomben getroffen wurden. Hinzu kamen noch 250 Tonnen flüssiges Ammonium und 80 000 Tonnen Öl, die auch hier brannten oder versickerten.

Das Gelände der Petrohemia mehr als einen Quadratkilometer gross. Soweit das Auge reicht, sieht man ein bizarres Gewirr von meist veralteten Leitungen und Rohren. Die Temperaturen sind eisig. Überall zischt und dampft es aus Ventilen – oder Lecks. Heute arbeitet die Fabrik, einst ein Flaggschiff der jugoslawischen Industrie, nur noch mit 30 Prozent Kapazität. Überall sind noch die leckgebombten Tanks zu sehen. Die herausdetonierten Verschaltungen der Produktionsanlagen wurde nie ersetzt.

Nur das Quecksilber ist inzwischen weggeputzt. Es wurde in eine Deponie verbracht, zuerst mit Sand und dann nochmals mit einer Folie überdeckt. Auch dies geschah mit Schweizer Hilfe. Doch in den Abwasserkanal strömt weiterhin ein dicker Stahl giftiges Wasser. Der Kanal ist grünbraun und mündet direkt in die Donau. "Sicher", sagt der Mitarbeiter, der das Auto durch das Gelände chauffiert, "würden Sie schwer krank, wenn Sie in diesen Kanal hineingehen würden. Hier ist alles tot. Tot. Tot." Hinter zwei verschlossenen Toren liegen zwei Abwasserbecken. Das Wasser ist schwarz.

Auch in Pancevo wird mit schweizerischer Unterstützung wacker gemessen, wie sehr das Grundwasser verschmutzt ist. Auch hier sollen später die Böden abgesaugt werden. Das Abwasser soll bearbeitet und in Reservoirs gelagert werden. Einer derjenigen, die auf dem Gelände arbeiten ist Branislav Sekulovic. Aus einem der kleinen Brunnen, die überall gebaut wurden, schöpft er eine Petflasche voll vergiftetes Grundwasser. Das Wasser ist dunkelbraun, aber es ist entschieden kein Cocacola.

“Natürlich habe ich Berufskollegen, die an Krebs starben”, sagt eine “Petrohemia”-Angestellte mit einer Stimme, als ginge es nur gerade darum, Milch zu kaufen. Ein Kollege fügt bei: “Wir kennen das Risiko. Du machst einen Vertrag mit dem Teufel. Dann spielst Du weiter.” Schon vor den Nato-Bomben hiess der Leberkrebs im Städtchen “Pancevo-Krebs”. Die Frage ist, ob die Nato-Bombardemente die Gesundheit weiter verschlechtert haben.

### *Sehnsucht nach Grün und Sauberkeit*

Dies kann Sava Stajic, der 46-jährige Direktor des Spitals Pancevo, belegen. Zwar sei Krebs ein komplexes Problem. Umweltgifte führten verzögert zur Erkrankung. Doch in seinem Spital von 1999 auf 2000 sind die Krebsfälle um 60 bis 70 Prozent gestiegen. Seit 1995 sind es 170 Prozent. 1995 gab es 105 Krebskranke. 1999 waren es 183 und im letzten Jahr 274. Dieses Jahr waren es bis November schon über 300 Krebskranke. Die Zahlen beziehen sich nur auf Einwohner der Stadt selber.

Es seien schon früher giftige Stoffe in die Umwelt gelangt, räumt Stajic offen ein. “Doch die Bombardemente haben zu einem drastischen Anstieg von krebserregenden und anderen Stoffen in der Umwelt geführt”, meint er. Stajic ist mit Pancevo seit dem Alter von drei Jahren verbunden. Nach dem Nato-Krieg hatten die Gesundheitsbehörden Eltern gar empfohlen, keine Kinder zu zeugen. Wenn er an seinen Wohnort denke, so Stajic spüre er eine “grosse Sehnsucht, dass sich hier gesunde Industrien wie zum Beispiel Informatik oder Tourismus ansiedeln – einfach schlicht mehr Grün und Sauberkeit”.

Wohin man auch geht, alle Spitäler berichten dasselbe. Auch in Cacak, einer Stadt in Mittelserbien 130 Kilometer südlich von Belgrad, stellen die Ärzte eine Zunahme der Krebserkrankungen seit 1996 um 96 Prozent fest. Dabei ist Cacak in den Augen der Unep (Umweltprogramme der Vereinten Nationen) kein “heisser Ort” wie Novi Sad oder Pancevo. In Cacak trafen die Bomben “nur” eine Haushaltapparatefabrik und eine Kaserne.

Nicht an allen Umweltproblemen in Jugoslawien ist die Nato schuld. Für eine Erneuerung der Industrieanlagen oder des Wagenparks fehlt das Geld. Auch gibt es wenig Sensibilität für Umweltbelange in der Bevölkerung. Es fehlen griffige Verordnungen. Fehlende Kläranlagen sind Standard. Aller Abfall wird deponiert. Und bei der Ausarbeitung eines Umweltgesetzes behindern sich die Regierung Serbiens von Djindjic und die Regierung Restjugoslawiens unter Kostunica gegenseitig. Da Jugoslawien praktisch nur noch aus Serbien besteht, läuft vieles doppelgelaug.

“Ich brauche gesetzliche Rahmenbedingungen”, sagt Paesi Rinne, der in Genf die Unep-Aktivitäten auf dem Balkan koordiniert mit Blick auf den schwer vergifteten

Abwasserkanal in der "Petrohemia" in Pancevo. "Ohne Gesetze können wir den Kanal nicht reinigen. Weder ist verordnet, was mit den Giftstoffen zu geschehen hat, noch gibt es Deponien, wohin wir sie bringen könnten." Und so gelangt das Giftwasser weiterhin in die Donau.

"Ich bin im Zeichen des Wassermanns geboren und arbeite bei der Trinkwasserversorgung. Ich liebe das Wasser", sagt Borislav Bozinovic, der Informatiker der Wasserwerke Novi Sad, und blickt über die Donau. In der Freizeit fährt er gerne Kanu. Er ist schon die ganze Donau vom Schwarzwald bis zum Schwarzen Meer abgefahren. Im letzten Sommer habe er in der Donau nicht mehr zu baden gewagt. Das betrübe ihn. Im kommenden Sommer werde er vielleicht mit dem Kanu auf den Rhein gehen – im Fürstentum Liechtenstein oder in der Schweiz.

**Serbien – ein gutes Jahr nach dem Sturz von Milosevic**

## **Prijatno Srbija – viel Glück, Serbien!**

**Ein Jahr nach der Absetzung von Milosevic nagt Serbien an seiner Geschichte. Die Serben gelten noch immer als die “bösen Buben” von Exjugoslawien. Das Land und seine Hauptstadt ziehen kaum Touristen an. Das ist schade.**

**MICHAEL WALTHER, BELGRAD**

An der George-Washington-Strasse im Herzen Belgrads wird an einem Samstag abend in einem Klub eine “Lenondan” gegeben – ein Lennon-Tag oder vielmehr ein Lennon-Abend. Ein paar landesbekannte Musiker interpretieren Lieder der Beatles und John Lennons. Anwesend ist ein intellektuelles und künstlerisches Publikum. Die Stimmung ist friedlich, aber ohne Kitsch. Bei uns gelten die Serben seit den Kriegen in Kroatien, Bosnien und Kosovo als Aggressoren. Mit diesem Volk im Saal soll Krieg zu führen sein?

Kopf der Musikgruppe ist der Illustrator und Grafiker Rastko Ciric. Er betreibt die Musik eigentlich nur als Nebengeschäft. Im Hauptberuf ist er Professor und Leiter der Abteilung Grafik an der Belgrader Kunsthochschule. “Mich hat niemand gefragt, ob ich Krieg wollte”, sagt Ciric, der schon 1994 und 1995 bei den Demonstrationen gegen das Milosevic-Regime in Belgrad dabei war. Auch am 5. Oktober 2000, am Tag des Sturzes von Milosevic, war er mit seiner Tochter in der Menge vor dem Parlamentsgebäude. “Der Krieg ist ein Feld für kriminelle Handlungen aller Art”, meint er rückblickend. “Wer die individuell Schuldigen sucht, muss danach fragen, wer vom Krieg profitiert hat.”

Ein gutes Jahr nach der Absetzung Milosevics nagt die serbische Bevölkerung immer noch an den schwierigen neunziger Jahren und an den Folgen des Luftkriegs der Nato. Das Durchschnittseinkommen beträgt nur gerade 150 Franken. Dies bei Lebenskosten, die in gewissen Bereichen fast gleich hoch sind wie bei uns.

“Soll ich erzählen, wie ich lebe?” fragt “Blic“-Journalistin Milena Marjanovic. Sie verdient mit 650 Franken weit mehr als der Durchschnitt. Ihre Wohnung in Belgrad ist ganz in ihrem Besitz. Das eine oder andere komme noch durch Übersetzungen dazu. “So komme ich im Monat auf rund 1000 Franken.” Ein Drittel davon gehe für Strom, Telefon und Heizung weg. Ein Paar italienische Schuhe oder einen schönen Pullover, das könne sie sich nur alle paar Jahre einmal leisten, wenn sie mit Übersetzungen einen Zusatzverdienst gemacht habe.

“Was ich will, ist ein normales Leben: Musik hören, Bücher lesen, ans Meer fahren”, sagt Susi Popojic, die in Berlin aufgewachsen ist und seit 1987 wieder in Jugoslawien lebt. Wohl nicht ohne Grund haben die Unterhaltungs-Fernsehsender, die es in Jugoslawien en masse gibt, grossen Zulauf. “Viele Serben sind politikmüde”, sagt Popojic.

“Die Serben sind noch überhaupt nicht bereit, ihre Geschichte anzuschauen”, kritisiert wiederum Dubravko Kolendic, der seit zehn Jahren als Korrespondent für

die Deutsche Nachrichtenagentur arbeitet. Er erwähnt als Beispiel einen Dokumentarfilm über Srebrenica, der zwar auf dem unabhängigen, aber wenig verbreiteten Sender "B 92" gezeigt wurde. Als der Film auch im Staatsfernsehen RTS (Radio Television Serbien) ausgestrahlt werden sollte, wurde die Sendung nach einer halben Stunde abgebrochen.

Und doch ist es unverständlich, dass Serbien und Jugoslawien von den Touristen praktisch geschnitten wird. Es gibt zum Beispiel über Belgrad und Serbien in der Schweiz und auch anderswo keinen einzigen Reiseführer – die "weisse Stadt" als weisser Fleck auf der Landkarte. Doch die Hauptstadt und das Land zu bereisen ist ein Genuss. Die Bevölkerung ist überall hilfsbereit, freundlich, offen und gegenüber den Gästen interessiert. Wer nach Serbien geht, begegnet meistens gutgebildeten, kultivierten und ausserdem vielen schönen Menschen. Trotz allen Schwierigkeiten gibt es in der Gesellschaft noch immer einen grossen Witz. Bei aller Offenheit wahren die Menschen eine grosse höfliche Distanz.

Gleichzeitig läuft alles superkorrekt ab. Man braucht schon ausserordentliches Pech, um betrogen zu werden. Bei einem Geschäft kann man sich blind darauf verlassen, dass die vielen Dinarscheine, die man retour erhält, aufs Genaueste dem Betrag entsprechen, den man zugute hat. Als Schweizer im Land schämt man sich jedenfalls rasch des Rufs, den "die Jugoslawen" bei uns haben. Dies spätestens dann, wenn man einmal begriffen hat, was das "Prijatno" (gute Reise, viel Glück!) bedeutet, das einem jeden Tag viele Male ernstgemeint mit auf den Weg gegeben wird.

*Michael Walther*

<Box>

### **Schweizer Engagement in Exjugoslawien**

Die Schweizer haben in Serbien einen sehr guten Ruf. Praktisch alle Serben rechnen es der Schweiz hoch an, dass sie Botschaft in Belgrad während der Nato-Bombardements die ganze Zeit offen gehalten hat. Als neutrales Land brauchte sich die Schweiz nicht den Nato-Sanktionen anzuschliessen. Auch die Deza (Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit), die in Jugoslawien mit vielen Projekten tätig ist und in Belgrad ein Koordinationsbüro unterhält, ist vielen Leuten bekannt und geniesst einen ausgezeichneten Ruf. Als Schweizer in Jugoslawien kann man es erleben, dass im Ministerium ein hoher Beamter auf einen zukommt und gratuliert: "Die Schweizer sind die Besten." Es ist schön zu sehen, dass die Schweiz Jugoslawien, das an schweren Umweltproblemen leidet – und andererseits über eine der reichsten Flora und Fauna in Europa verfügt – vielleicht einiges als Vorbild mit auf den Weg geben kann.

In Jugoslawien ist die Schweiz mit den verschiedensten Projekten bei den Aufräumarbeiten nach dem Nato-Luftkrieg beschäftigt. Vor allem geht es dabei um den Schutz des Grundwassers, das nach den Bombardementen auf Industrieanlagen an vielen Orten nach wie vor gefährdet ist. Die Schweiz hat in der Republik

Sicher macht dieses Wasser krank – Umweltsituation nach dem Jugoslawienkrieg – [m-walther@bluewin.ch](mailto:m-walther@bluewin.ch), 2001

Jugoslawien auch Häuser für Kriegsvertriebene gebaut, denn in Serbien leben 400 000 – serbische – Flüchtlinge aus Kroatien, Bosnien und Kosovo. Die Schweiz unterhält im ganzen Land für die Flüchtlinge 21 Rechtsberatungsstellen. Geleitet werden sie von Juristen, die selbst Vertriebene sind. Das Budget für die schweizerischen Aktivitäten in Jugoslawien insgesamt betrug im Jahr 2001 40 Millionen Franken. Auch das schweizerische Staatssekretariat für Wirtschaft ist in Jugoslawien aktiv: Eines der Probleme Jugoslawiens sind die überalterten, unökologischen und unwirtschaftlichen Transportmittel. In Belgrad verkehren daher nebst den rot-weissen einheimischen ein gutes Dutzend grüne, "alte" Trams aus Basel. *mw.*

*Dezember 2001*

*In unterschiedlichen Auszügen erschienen in verschiedenen Deutschschweizer Regionalzeitungen*